Predigt zu Mt.15,21-28 am 04.10.2026, Kreuzkirche Bayreuth

Liebe Gemeinde,

Die Schwiegermutter ist zu Besuch gekommen. Große Begrüßung, die ganze Familie ist versammelt. Beim Kaffeetrinken kann sich der Schwiegersohn dann doch die Frage nicht ganz verkneifen: „Sag mal, wie lange willst du eigentlich bleiben?“ „Ach“, sagt die Schwiegermutter, „ich hab’ Zeit, bin ja Rentnerin. Ich bin da ganz flexibel. Ich bleibe einfach so lange, bis ich euch auf die Nerven falle.“
– „Ach so“, daraufhin der Schwiegersohn, „so bald willst du schon wieder abreisen?“

Ja, liebe Gemeinde, so ist das mit dem Zusammenleben. Da fällt man sich schon schnell mal auf die Nerven. Das kann ich bei uns als Familie auch immer wieder beobachten. So gerne wir uns auch haben, wenn wir zu sehr aufeinander hocken, dann gehen wir uns eben doch auf die Nerven. Dann ist der Streit vorprogrammiert.
Wir Menschen sind so: Wir sind zwar soziale Wesen, wir können ohne andere Menschen nicht leben. Manchmal aber überfordert Nähe auch. Da gehen uns die anderen eben auf die Nerven.

Nun, das ist zunächst einmal gar nicht verwerflich. Auch Jesus ist es offensichtlich so gegangen. Er hat immer wieder die Ruhe gesucht. Und wenn er sie dann nicht gefunden hat, ist ihm das manchmal auch scher gefallen. Unser Predigttext erzählt davon: Matthausevangelium, Kapitel 15, die Verse 21–28.

21 Und Jesus ging weg von dort und entwich in die Gegend von Tyrus und Sidon. 22 Und siehe, eine kanaanäische Frau kam aus diesem Gebiet und schrie: Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird von einem bösen Geist übel geplagt. 23 Er aber antwortete ihr kein Wort. Da traten seine Jünger zu ihm, baten ihn und sprachen: Lass sie doch gehen[1], denn sie schreit uns nach. 24 Er antwortete aber und sprach: Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. 25 Sie aber kam und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir! 26 Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht recht, dass man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde. 27 Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hunde von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen. 28 Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst! Und ihre Tochter wurde gesund zu derselben Stunde.

Jesus überrascht. Sein Verhalten irritiert geradezu. Gegenüber dieser Frau ist er ganz anders als erwartet. Erst zögert er und stellt sich ihrer Bitte taub. Dann verweist er darauf, dass er nicht zuständig sei. Und zuletzt kommt dieses Wort mit den Hunden. Passt das zu dem Jesus, der nur wenig später im gleichen Evangelium sagt: *»Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken?«*

Die Frau dagegen kommt in dieser Begegnung anscheinend besser weg. Fast scheint es, als ob sie diejenige ist, von der Jesus und auch wir einiges lernen können.
Über diese Wundergeschichte kann man sich wahrhaftig wundern!

Schauen wir noch einmal genau hin.
»Und Jesus ging weg von dort und zog sich zurück in die Gegend von Tyrus und Sidon«, so beginnt die Erzählung.
Jesus suchte immer wieder die Einsamkeit. Auch an anderen Stellen erzählen die Evangelisten, dass er sich zurückzog. Jesus suchte die Einsamkeit, die Stille, die Nähe zu Gott. Keiner kann immer nur geben, für andere da sein – auch jeder fruchtbare Acker braucht eine Zeit der Brache, der Ruhe und Erholung. Und nur ein Pfeil, der zurückgezogen wird, kann dann mit Schwung nach vorne fliegen.

So auch Jesus: Er zog sich zurück, um Gott nahe zu sein, um sich zu sammeln, zu beten und Kraft zu schöpfen. Dieser Wunsch ging jedoch nicht immer in Erfüllung. Der heutige Predigttext ist nicht die einzige Stelle, die davon berichtet, dass die Suche nach Einsamkeit misslang. Sein Ruf als Heiland eilte ihm voraus. Menschen suchten ihn und gingen ihm nach, weil sie Hilfe und Heilung erhofften.

Im heutigen Predigttext hören wir: Jesus zieht sich zurück ins Gebiet von Tyrus und Sidon – so nördlich ist er in keiner anderen Geschichte unterwegs. Dort kommt eine kanaanäische Frau zu ihm. Viel erfahren wir nicht von ihr. Für Jesus ist sie eine Ausländerin. Wahrscheinlich war sie nichtjüdischen Glaubens. Sie bleibt namenlos, eine namenlose Ausländerin, die eine kranke Tochter hat. Und doch ist sie berühmt. So berühmt, dass wir heute – 2000 Jahre später – noch von ihr erzählen. Es ist ihr mutiges Handeln, ihr unkonventionelles Auftreten und ihr unerschütterlicher, großer Glaube, die sie unvergessen machen. Mich beeindruckt diese Frau und ich glaube, wir können einiges von ihr lernen.

Diese ausländische Frau kommt zu Jesus und bittet um Heilung für ihre kranke Tochter. Sie traut Jesus eine Heilung aus der Ferne zu. Damit

erinnert sie mich die Frau an den römischen Hauptmann, von dem Matthäus im 8. Kapitel des Matthäusevangeliums erzählt. Auch er bat Jesus um Heilung für seinen kranken Knecht. Doch dem Römer auf jüdischem Boden begegnete Jesus weniger abweisend als dieser Frau. Er heilte den Knecht sogleich, und äußerte gegenüber den Umstehenden seine Bewunderung über den Glauben dieses Nicht-Juden.

Hier ist es anders: Die Frau schreit ihre Not heraus: *»Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird von einem bösen Geist übel geplagt.«*
Sie schreit sich ihr Leid direkt von der Seele. Und sie tut das in der Sprache der Psalmen. Die Frau nennt Jesus »Herr« und »Sohn Davids«. Diese Anrede zeigt, dass die Frau erkannt hat, wer hier vor ihr steht. Der Sohn Davids das ist der Messias, der Christus, der Retter. Ihn fleht sie um Erbarmen an und bittet um Hilfe für ihre kranke Tochter.
Doch Jesus antwortet ihr zunächst kein Wort. Es sind seine Jünger, die sich zuerst äußern. Ihnen, so scheint es, ist das Ganze unangenehm. Eine Frau schreit in der Öffentlichkeit hinter ihnen her. Das geht doch nicht – das darf nicht sein.
Denn damit setzt sich diese Frau über geltende Normen und Regeln hinweg: als ausländische

Frau spricht sie einen Mann an. Sicher ist ihr dieser Schritt nicht leicht gefallen. Wer schreit schon gern seine Not und sein Elend laut heraus? Wer gesteht sich und anderen ein: Ich bin am Ende. Ich weiß nicht mehr weiter. Ich brauche Hilfe?

Für diese Frau war dies wohl der erste Schritt zur Heilung. Und das gilt bis heute: Hilfe kann oft erst gelingen, wenn das Eingeständnis der eigenen Hilflosigkeit erreicht ist. Manchmal bekomme ich auch als Seelsorger und Pfarrer Situationen mit, neben denen ich hilflos stehe, weil die Bertreffenden nicht bereit sind, Hilfe von außen anzunehmen. Dann bleibt manchmal nichts als zu warten, bis die Situation eskaliert. Das fällt extrem schwer, aber man muss es aushalten. Es braucht diesen ersten Schritt um Hilfe zu bitten. Das ist gewiss nicht leicht ist. Aber oft kann nur so Veränderung beginnen.

Und dann reagiert Jesus doch.
Unmissverständlich erklärt er: als Messias, als der verheißene Sohn Davids, sei er nur zuständig für Israel. Er tut dies mit den Worten: *»Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen Israels«.*
Jesus nimmt damit ein Bild auf, das das Volk Israel als Schafherde versteht, die von Gott, dem treuen Hirten, geweidet wird. Damit lehnt er die

Bitte ab und begründet seine Ablehnung zugleich mit Verweis auf Gottes erwähltes Volk, zu dem Nicht-Juden keinen Zutritt haben.
Die Frau lässt sich jedoch von diesem Einwand nicht entmutigen. Matthäus erzählt, wie sie erneut, aber dieses Mal noch intensiver, ihre Bitte vorträgt. Sie fällt auf die Knie und bringt ihre Not mit nur drei Worten, auf den Punkt: »Herr, hilf mir!«
Damit wiederholt sie das Bekenntnis zu Jesus Christus als Herr und Retter der Welt. Es ist gleichzeitig das Eingeständnis der eigenen Hilflosigkeit und Verlorenheit.
Ja, diese Frau hat erkannt, wie sie vor Gott dasteht. Sie erlebt, dass ihr Leben und Heil ganz und gar abhängig ist von Gott.

Aber auch dieser zweite Anlauf scheint zunächst nicht erhört zu werden. Jesus antwortet ihr das zweite Mal in einem Bildwort. *»Es ist nicht recht, dass man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde«*.

Hart und unbarmherzig klingt das in unseren Ohren. Doch hilfreich ist es zu wissen, dass Haushunde damals selbstverständlich die Tischabfälle fressen durften. Und so scheint sich die Frau an diesem Vergleich auch nicht zu stören. Geistesgegenwärtig und schlagfertig argumentiert sie in diesem Bild weiter. »Ja«, sagt

die Frau, »du hast ja recht. Aber wenn die Kinder am Tisch essen, und dabei Brosamen herunterfallen, dann dürfen die Hunde doch die Brosamen essen.«

Fast könnte man meinen, die Frau hätte die Speisung der 5000 miterlebt. Dort wird sichtbar, dass bei Gott alle satt werden und noch immer die Fülle, nämlich zwölf Körbe Brosamen übrig bleiben. Und ich denke, es ist kein Zufall, dass Matthäus den heutigen Predigttext mit den beiden Speisungsgeschichten, der Speisung der 5000 und der Speisung der 4000 umrahmt. Wer letzten Sonntag da war, der weiß, dass das in diesem Jahr der Predigttext für das Erntedankfest ist. Es geht um das Leben in Fülle, um das Brot, das wahrhaft satt macht.
Die Frau weiß, bei Jesus ist das Brot des Lebens. Und so argumentiert sie unerschrocken: »Ich vertraue auf Gottes unendlich große Liebe und Güte. Sie reicht für das Volk Israel und für andere Völker. Und ich weiß, sie reicht auch für mich und meine kranke Tochter.«
Dieser trotzige Glaube, diese Gewissheit, dieses unbedingte Vertrauen auf Gottes Größe und Macht, das bleibt nicht ohne Folgen. So erzählt es diese Geschichte. Jesus sieht die Frau an und antwortet:*»Frau, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst.«* Und in einem knappen

Nachsatz erfahren wir, dass ihre Tochter gesund wurde zu derselben Stunde.

»Frau, dein Glaube ist groß«, sagt Jesus, *»dir geschehe, wie du willst.«* Was ist das für ein großer Glaube, frage ich mich? Woher kommt diese feste Gewissheit, dieser Mut, diese Glaubenskraft bei dieser Frau?

Es ist tröstlich, dass wir wissen dürfen: diesen Glauben können und müssen wir nicht selbst machen. Er ist nicht unser Verdienst, sondern Gottes Gnade, wie Luther uns in Erinnerung ruft. Glaube ist Geschenk Gottes! Wir können den Glauben nicht machen. Doch wir dürfen Gott darum bitten. Wir sollen und dürfen alles vor Gott bringen, was uns bewegt. Wir dürfen mit unseren Anliegen, unseren Nöten und Sorgen Gott in den Ohren liegen wie diese Frau. Und wir dürfen darauf vertrauen, dass er helfen kann und helfen wird.

Glaube heißt, dranzubleiben. Gott in den Ohren zu liegen. Manchmal lässt die Antwort auf sich warten. Aber sie kommt. Wir müssen manchmal bitten und betteln. Wir müssen auch mit mancher Abfuhr von Gott rechnen. Aber dennoch bleiben wir dran am Glauben, weil wir wissen und es auch schon erfahren haben: Gott ist treu und

lässt ernsthafte Bitten nicht unbeantwortet. Allerdings nicht immer in unserer Wunschform. Das haben wir doch vermutlich alle schon erlebt: wie wir Gott sehr gebeten haben, aber es doch nicht so kam, wie wir es erhofft haben. Und wie wir dann Jahre später erkannten, dass Gott doch gut gehandelt
Hatte.
Gott möchte, dass wir nach ihm fragen. Dass wir aufwachen. Dass wir uns auf die Suche nach ihm machen. Gott will uns wachrütteln. Diese Welt mit all ihren Ungerechtigkeiten, mit dem größer werdenden Chaos wird irgendwann untergehen. Und dann? Dann werden wir bei Gott sein, wenn wir uns haben wachrütteln lassen.
Dazu will auch dieser etwas schwierig zu verstehende Text beitragen. Diese Geschichte, die uns heute Morgen sagt: Genervt zu sein, müde zu sein, gehört durchaus zum menschlichen Leben. Auch Jesus war davon betroffen.
Und es gehört auch zum Glaubensleben, an Gott dranzubleiben. Sich nicht von Misserfolgen oder Enttäuschungen im Glauben abschrecken zu lassen, sondern Gott weiter in den Ohren zu liegen und ihn zu bitten.
Und schließlich werden wir es erleben: Gott hört und erhört uns und wird uns helfen. Allerdings, wie er es für richtig halt.

Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet. Amen.

Bei Rückfragen bitte wenden an: Pfr. Friedemann Wenzke, Dr. Martin Luther Str. 18, 95445 Bayreuth, Tel: 0921/ 41168; E-Mail: friedemann.wenzke@elkb.de